Die letzte Welle.

Roman von [illegible]

(8. Fortsetzung.)

[illegible]

Wenn sie aufrichtig sein wollte, war das schon so bei ihrer Rückkehr ins Elternhaus gewesen. Mit Schrecken hatte sie von der geplanten Italienreise erfahren und sich erst darein gefunden, als die Mutter ihr versprochen hatte, im Herbst einige Wochen in Wiesbaden zuzubringen.

Und was wollte sie eigentlich dort? — War es wirklich nur die Sehnsucht nach ihren Freundinnen, wünschte sie wieder im Pensionat zu sein? — Damals, bei ihrer Rückkehr ins Elternhaus, war sie krank, ihr Denken unklar gewesen — jetzt war sie gesund und fand trotzdem keine Ruhe.

Immer wieder weilten ihre Gedanken in Wiesbaden.

Im Kurhaus war es bei einem der großen Konzerte, zu denen die Pensionärinnen ab und zu geführt wurden — eine Berühmtheit hatte gesungen — die Lehmann oder die Aclé — sie wußte selbst nicht mehr — auch nicht, an welchem Abend das gewesen war — nur eins war ihr unauslöschlich in Erinnerung geblieben: Bei der Schmuckarie aus Gounods „Faust", von der sie ganz begeistert war, hatte sie plötzlich, als ihre Augen von der Sängerin abließen, ein anderes Augenpaar auf sich gerichtet gesehen, dessen Blick sie wie im Schreck zusammenfahren ließ. Schnell hatte sie sich fortgewandt, um gleich wieder, willenlos wie unter einem Zwange, nach jenem zu suchen, der ihr einen Augenblick vorher eine scheue Furcht eingebüßt hatte.

Mit einer ihr selbst unerklärlichen Kühnheit hatte sie ihn einige Sekunden lang angesehen — erst, als sie ein Lächeln auf seinem Antlitz wahrzunehmen geglaubt, war sie zu sich selbst gekommen und hatte schnell wieder fortgeblickt. Aber die Erinnerung hatte sie nicht verlassen, auch als sie schon im Pensionat in ihrem Bette gelegen hatte; in ihren Träumen war ihr wieder und wieder dieses Gesicht erschienen. Und es war doch eigentlich nichts Außergewöhnliches gewesen, ein Gesicht, wie sie es täglich sah, blonder, gut gescheitelter Kopf, keines, helles Schnurrbärtchen, vielleicht sprechendere, dunkle Augen, als man sonst bei solchen Modemenschen zu sehen gewohnt ist.

Beim Nachhausegehen, an der Garderobe, als sie ihren Abendmantel umnahm, hatte er in ihrer Nähe gestanden, eine hohe, schlanke Gestalt in tadellosem Frack. Ihre Blicke hatten sich wieder getroffen, es schien, als ob er grüßend den Kopf neige.

Aber das war wohl ein Irrtum gewesen, wie hätte er das wagen sollen. Empört war sie darüber gewesen, hatte über diesem Gedanken den Schlaf nicht finden können.

Einige Tage später war sie ihm auf einem Spaziergange der Pensionärinnen im Walde begegnet. Sie hatte sich geschämt, daß er sie, wie sie so im langen Zuge dahinschritt, für ein unreifes Pensionsmädchen halten könne. Doch wieder war es ihr gewesen, als ob seine Augen sie gegrüßt hätten. Und eine Woche später, als sie die Verwandten ihrer Mutter besuchen wollte und am Nachmittage allein durch die Wilhelmstraße gegangen war, hatte sie ihn plötzlich vor sich gesehen.

Er mußte an einem Schaufenster gestanden oder über den Straßendamm herübergekommen sein, denn vorher hatte sie ihn nicht bemerkt.

Als sie dann die Straße kreuzte, um nach der gegenüberliegenden Seite zu gelangen, war er ihr gefolgt und in der stillen Villenstraße, wo ihre Verwandten wohnten, auf sie zugetreten:

„Pardon, gnädiges Fräulein — von Trenteln" — hatte er sich vorstellen wollen; sie aber war davongejaat bis zu dem Hause ihrer Ver- [illegible]

[illegible]

Vielleicht war es ein Fremder, der sich nur vorübergehend in Wiesbaden aufgehalten, vielleicht hatte er sie längst vergessen. — All das sagte sie sich und konnte doch das Denken an ihn nicht lassen.

* * *

Frau Major von Trentein saß am Fenster und spähte auf die Straße.

Schon eine Stunde saß sie so, hatte nicht acht darauf gegeben, daß das kleine Dienstmädchen den Kopf zur Tür hereingesteckt und schüchtern gebeten hatte: Gnädige Frau möge in die Küche kommen, es sei alles so weit fertig gemacht. — Ihre Gedanken waren weit fort, sorgenvoll begleiteten sie den Sohn, der nun schon seit einer Woche auf der „Jagd nach dem Glück" war, wie er seine Reise beim Abschied genannt hatte.

Würde er erreichen, was er sich vorgenommen, würde das, was er „Glück" nannte ihm zufallen?

Ein bitterer Geschmack stieg ihr im Halse auf — zu welchen Dingen hatte sie die Liebe zu ihrem Jungen verleitet! Mußte sie sich nicht verachten, ihre Hand dazu geboten zu haben?

Aber die Verhältnisse waren stärker gewesen als ihr Wille — etwas mußte doch geschehen, um aus diesen Sorgen herauszukommen — vielleicht war es wirklich das Glück, dem er jetzt nachjagte. —

Der Gedanke kam ihr, daß es vielleicht doch besser gewesen wäre, wenn sie damals, als ihr Mann nach langer Krankheit hier in Wiesbaden gestorben war, nach ihrer österreichischen Heimat zurückgekehrt wäre. Dann würde Botho, der in Prag in Garnison stand, sich nicht so allein überlassen geblieben sein, hätte sich vielleicht mit seinem Leben zufriedengegeben. Nun wollte er nicht Offizier bleiben, konnte es nicht bleiben, wie er behauptete. Dies Leben mit dem armseligen Zuschuß, den ihm die Mutter geben konnte, war nicht auszuhalten. — Eine reiche Frau, das Ziel seiner Wünsche, hätte sich immer noch nicht finden lassen. Jetzt hatte er seinen Urlaub bei der Mutter in Wiesbaden verlebt und Pläne für die Zukunft gemacht.

Er hatte im Kurhauskonzert Alice von Frankville gesehen. Der Blick, mit dem ihn das junge Mädchen angesehen, ihr Erröten, als er ihr später im Walde begegnet war, hatte Hoffnungen in ihm rege gemacht — vielleicht hatte ihm das Schicksal das, was er so eifrig suchte, in den Weg geführt.

Das Pensionat, in dem Alice sich befand, war leicht herausgefunden, schon am Abende nach dem Konzert war es ihm gelungen, da er ihr beim Nachhausegehen gefolgt war — nun hieß es ausforschen, wer sie sei.

Einige Markstücke, die er am anderen Tage einer aus dem Pensionat herauskommenden Dienstmagd gespendet, taten ihre Wirkung: er erfuhr, was er wissen wolle.

Erst hatte es einige Schwierigkeiten gehabt, dem Mädchen klarzumachen, um welches Fräulein es sich handelte. Doch er hatte sich genau gemerkt, wie sie im Konzert angezogen gewesen war. Er beschrieb: rosa Gazekleid, rosa Schleife in dem aschblonden Haar, nicht groß von Wuchs, aber von zierlicher Figur. Da wußte die Magd Bescheid:

„Ach, das ist die Fräulein von Frankville."

Von Adel — das ernüchterte ihn etwas, der Adel war nicht immer reich, er mußte mehr erfahren: woher sie sei. —

Das Mädchen dachte nach, endlich hatte sie es gefunden:

„Aus Preußen, Ostpreußen." —

Dann fügte sie ohne Aufforderung von selbst hinzu:

„Die Eltern sollen sehr reich sein, sie haben ein großes Geschäft."

[illegible]

So erzählte er ihr sein Abenteuer und erbat ihren Beistand.

Frau von Trentein hatte erst eine Weile geschwiegen, als er mit seiner Erzählung geendet, und dann gefragt:

„Und was kann ich dabei tun?"

„Muttchen, du mußt ins Pensionat und dich nach dem Fräulein erkundigen, mußt in Erfahrung bringen, ob sie zurückkommt — Muttchen, ich brauche dir doch das alles nicht so zu erklären, das findet sich schon im Gespräch. Gib dich für eine Bekannte der Familie Frankville aus, sage, daß du dich auf der Durchreise befindest und die Tochter besuchen wolltest, dann wird die Pensionatsvorsteherin schon von selbst mit der Sprache herauskommen. Eine Notlüge ist unter sotanen Umständen wohl erlaubt."

„Aber Both, was verlangst du von mir. Wenn man mich kennt und weiß, daß ich hier wohne, wie stehe ich dann solchen Lügen gegenüber?"

„Sei ganz ruhig, Muttchen, dich kennt niemand hier. Mit Papa zusammen hast du hier nur ein halbes Jahr gelebt, seit seinem Tode kommst du ja nicht mehr aus deiner Klause heraus. Die paar Nachbarn in der Straße hier, die würden dich vielleicht erkennen, aber dort in dem andern Stadtteil, so weit von hier in der Kapellenstraße, da ist doch eine ganz andere Welt, da weiß niemand etwas von dir. Sei gut, Muttchen, hilf deinem armen Jungen! Was soll sonst aus ihm werden?"

Botho hatte seine Mutter in die Arme genommen und auf die Stirn geküßt, und sie, die so selten Zärtlichkeiten von ihm erhielt, war schon halb gewonnen, wenn sich auch noch immer etwas in ihr dagegen auflehnte, diese zweideutige Rolle zu übernehmen.

Aber sie tat es ja für ihren Jungen — er glaubte diesmal so sicher an sein Glück, sie mußte ihm das Opfer bringen, durfte seine Aussichten nicht zerstören. Es war ja richtig, was sollte aus ihm werden, wenn er keine reiche Frau bekam! Der Dienst war nicht für ihn, und eine andere Chance, sich durchs Leben zu bringen, hatte er nicht.

„Gut — ich werde gehen." Mit schwerem Herzen sagte sie zu.

Am andern Tage war sie gegangen.

Sie hatte lange nachgedacht, was sie anziehen sollte, sinnend vor dem Kleiderschrank gestanden, ein und das andere Stück herausgenommen. Aber das war alles schon so — nicht nur längst aus der Mode, auch fadenscheinig, — für sich hatte sie ja in den letzten Jahren nie etwas zu kaufen gewagt — die alten Sachen paßten nun so gar nicht für die Rolle, die sie spielen sollte.

Ihre Lippen zitterten, als ihr wieder in den Sinn kam, was sie tun wollte — aber nicht nur dieser Gedanken allein, Wehmut über ihre Armseligkeit ergriff sie.

Immer von neuem betrachtete sie die zwei, drei Kleider, ließ den Stoff durch die Finger gleiten — das sah alles schon so abgenutzt aus, sie würde wie eine Bittstellerin erscheinen.

Zum dritten Male nahm sie das alte schwarze Foulardkleid, das sie schon zweimal in den Schrank zurückgehängt, heraus und trat damit näher ans Fenster. Viele Stellen erschienen schon recht blank, aber es war doch das beste Stück ihrer Garderobe, ihr blieb keine andere Wahl.

(Fortsetzung folgt.)

— Eine Entdeckung. „Du, Mutti, die kleine Schneepuppe, die ich in meinen Muff gesteckt habe, macht naß!"

Die Lüge als Kriegswaffe.

Von Dr. Karl [illegible]

[illegible]

Rußland benutzte Serbien, um der Monarchie der Habsburger einen Nackenschlag nach dem anderen zu versetzen. 1913 frühstückte ich mit dem Vertreter eines Balkanstaates in London. Er erzählte ganz öffentlich, daß die Aufteilung Oesterreich-Ungarns die nächste Tat des Balkanbundes sein müsse. Dort seien so viele politische Objekte gegeben, daß sämtliche Balkanstaaten Rumänien, Bulgarien und Serbien sowie Griechenland vollauf befriedigt werden könnten. Daß Oesterreich-Ungarn es unterließ, in diesem Balkankrieg entscheidend einzugreifen, ist noch in unser aller Gedächtnis.

Anfang 1913 ordnete der Kaiser von Oesterreich „zum Schutz der österreichischen Interessen" eine teilweise Mobilisierung der Armee an. Rußland antwortete mit Gegenmaßregeln, und so wurde Deutschland auf den Plan hinausgerufen. Bereits Fürst Bismarck hatte erklärt, daß die Erhaltung der Donaumonarchie nicht nur die Knochen eines pommerschen Grenadiers, sondern das Einsetzen der gesamten Wehrmacht des Reiches wert sei.

Als Rußland und Frankreich sich für den Krieg entschieden hatten, war das Einspringen Englands ganz selbstverständlich; sowohl die Staatsmänner der verschiedenen Parteien als auch die breite öffentliche Meinung, mit Einschluß der Arbeiterpartei, verlangte gebieterisch das Eingreifen des britischen Reiches für Frankreich, etwa ähnlich wie die öffentliche Meinung in Deutschland die Bundesgenossenschaft mit Oesterreich-Ungarn forderte. Wie irgendein deutscher Staatsmann einen anderen Verlauf in England sich vorstellen konnte, war mir damals nicht ersichtlich und ist es auch heute noch nicht. Alles vollzog sich mit der Notwendigkeit eines Schicksalsspruches.

Dieser Krieg begann von vornherein in einer ganz anderen Weise, wie wir bis dahin gewohnt gewesen waren. Nicht war es ein Kabinettskrieg, nicht war es ein bloßer Kampf von Staaten gegen Staaten, mit dem die einzelnen" nichts zu tun haben, sondern von vornherein zog Kitchener die Individuen hinein. Schon im August spielte die Presse eine Rolle wie in keinem Kriege zuvor. Sie sollte das Hauptmittel bilden, um neue Staaten zum Kampf gegen Deutschland zu gewinnen. Für die moralische Einwirkung auf Außenstehende ist es nämlich ganz gleichgültig, ob Waffentaten und Siege wirklich auf den Schlachtfeldern gewonnen werden, oder ob die Fremden bloß glauben, daß sie dort gewonnen seien. Mit anderen Worten, wenn das wirkliche Material aus irgendwelchen Gründen nicht zu haben ist, so genügt auch schon eine bloße Lüge, vorausgesetzt, daß die Völker sie nur glauben. Nun ist die Londoner und Pariser Presse, sowohl was Verbreitung über die Erde anbetrifft, sowie in der Gewissenlosigkeit und Frechheit durchaus unerreicht. So ist das deutsche Volk im Verlauf des ersten Kriegshalbjahrs mit einer Flut von Verleumdungen, Beschmutzungen, Lügen jeder Art gegeißelt worden, daß man sein eigenes Wort in dem Gekläff nicht mehr unterscheiden konnte. Die Feinde kämpften über Recht und Moral; sie hatten eine anständige Kriegsführung, sie gewannen immer nur Siege. Die Deutschen flüchteten überall, und der Tag des Einzuges in Berlin stand unmittelbar bevor. Was [illegible]

[illegible] Solche Verunglimpfungen des Feindes mit dem gleichzeitigen Begehen derselben Schandtaten, welche sie dem Gegner aufbürdeten, sind nun ganz heuchlerisch englisch. Es wird dadurch nicht weniger lächerlich, daß es „bona fide" ist und von der ganzen Rasse nachgebetet wird.

Eine andere Art von typischer englischer Lüge, welche in diesem Kriege immer wiederkehrt, ist das Verschweigen oder Ableugnen von Verlusten auf der hohen See. Dies geschieht dem Feinde zum Trotz, oder aber, um die Bürger des eigenen Landes zu ermutigen, oder aber, um das unüberwindliche Albion vor der ganzen Welt darzustellen. Es kann keine Frage sein, daß dieses System eine gewisse Schlauheit bekundet, denn die neutralen Völker sind in erster Linie vom englischen Nachrichtendienst und der englischen amtlichen Berichterstattung abhängig. Die öffentliche Meinung auf der Erde wird demnach durch diese hauptsächlich beeinflußt. Aber es kann den britischen Staatsmännern auch geschehen, daß sie von Tokio hörten, als sie von dort weitere Hilfe erbaten, die britische Presse überschwemme die Erde mit einem solchen Geräusch britischer Siege, daß doch wahrlich nicht erst die Japaner noch zur Hilfe zu kommen brauchten.

In dieselbe Klasse von Lügen gehören die britischen Ministerreden und andere Ausführungen, welche den ganzen deutschen Feldzug als ein Fiasko bezeichnen, weil wir nicht schon in Paris, in Petersburg oder in London ständen. Demgegenüber muß ich immer wieder darauf hinweisen, daß doch die Verbündeten im vorigen Sommer auszogen mit der Absicht, sich wenigstens in zwei Monaten in Berlin zu treffen. Mr. Asquith hatte die Dummdreistigkeit, schon im August vorigen Jahres im Parlament offiziell seine Friedensbedingungen bekanntzugeben. Diese bestanden darin, daß Deutschland Elsaß-Lothringen an Frankreich, Schleswig-Holstein an Dänemark, Ost- und Westpreußen an Rußland, Helgoland an das britische Reich abtrete. Ob man dem König von Preußen ferner noch erlauben werde, sich Deutscher Kaiser zu nennen, müsse man sich überlegen. Das sprach der britische Premierminister offiziell aus, und heute wirft man Deutschland vor, daß es seine Offensive nicht rückhaltloser durchgeführt habe.

Ein großer Fehler bleibt diesem Lügensystem. Das liegt in der Tatsache, daß die eigenen Bürger und die Völker der Erde schließlich hinter die Verlogenheit kommen. In einem alten Volksspruch heißt es schon: „Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, u. wenn er auch die Wahrheit spricht." Was tut man aber dem, der immer nur Lügen verbreitet? Naturgemäß muß auch der neutrale Dritte schließlich erstaunen, wie bei so unausgesetzten Siegen Joffre und French dauernd in Frankreich stehenbleiben, wie Generalfeldmarschall v. Hindenburg bei den großen russischen Erfolgen nicht auf dem Rückmarsch auf Berlin, sondern vor Warschau mit seinen Truppen steht. Britische Minister renommieren, noch niemals habe ein Seekrieg mit einem so glänzenden Erfolge für England geendet, wie der gegenwärtige. Es ist noch nicht aller Tage Abend, und nach unserer Meinung steht der eigentliche Seekrieg noch bevor.

Alles in allem genommen, haben die Erfolge, welche eine der streitenden Parteien durch Lügen erzielen kann, sehr kurze Beine, und die Wahrheit bleibt bestehen. Dies ist nicht mehr das England, welches vor hundert Jahren den Kampf gegen Napoleon durchführte. Lord Kitchener, welcher die Sitten barbarischer Stäm- [illegible]

[illegible]

Ein Colmarer Kind.

Vor einiger Zeit wurde unter die Ritter des Eisernen Kreuzes ein Colmarer Kind, Alfons Köberle, eingereiht, mit der Merkwürdigkeit, daß ihm die Insignien dieses Ordens erst nach zweieinhalb Jahren ausgehändigt werden sollen. Köberle ist nämlich erst 13½ Jahre alt und die Dekoration darf bestimmungsgemäß erst nach dem 16. Lebensjahre getragen werden. Daß der Junge aber bereits ein ganzer Mann ist, geht aus den Anmerkungen hervor, mit denen das „Elsaß-lothringische Schulblatt" den seltenen Fall begleitet. Er ist als Sohn eines Tagners im Mai 1901 geboren. Das Schreiben und das Lesen ist nie sein' Sach' gewesen. Kaum brachte er es bis zur vierten Klasse der Volksschule. Als es aber Krieg gab, da war das was für ihn. Seinem kräftigen Körperbau verdankte er die Annahme als Kriegsfreiwilliger bei den Radfahrern. Er nimmt an Instruktionsstunden teil, ist vorübergehend bei der Maschinengewehr-Abteilung des Regiments Nr. 172 und exerziert vor der Jütorkaserne in Straßburg. Von der ersten Etappe in Metz kommt er ins Feld. Seine Gelenkigkeit und Anpassungsfähigkeit machen ihn zum Patrouillengehen besonders geeignet. Das Aufsuchen und Beobachten feindlicher Stellungen betreibt er mit außerordentlichem Geschick.

Aber der junge Vaterlandsverteidiger soll auch die Unannehmlichkeiten seines Berufs kennen lernen. Bei der Ferne „Eichwäldle" nahe der Schlucht schnappt ihn eine französische Patrouille und führt ihn in Gefangenschaft. Es gelingt ihm aber, wieder zu entschlüpfen, und seine natürliche Klugheit hilft ihm auch noch seinen Truppenteil aus großer Verlegenheit zu retten. Nach zwei Tagen kam er wieder nach Münster zurück mit einer Kriegsbeute von vier Gewehren; vier andere, die ihm zu schwer wurden, hatte er im Walde vergraben. Solche wackeren Taten finden ihren Lohn. Alfons Köberle wurde Gefreiter. Bald verrichtete er weitere Taten der Tapferkeit. Auf dem nördlichen Kriegsschauplatz verdankten 2 Offiziere dem männlichen Knaben ihr Leben, indem Köberle zu richtiger Zeit ein Maschinengewehr geradezu hervorragend bediente. Die höchste Anerkennung blieb nicht aus: Köberle wurde Ritter des Eisernen Kreuzes erster und zweiter Klasse. Der junge Held wurde auch dem Kaiser vorgestellt, der ihm die Einstellung in eine Unteroffizierschule versprach.

— Netter Empfang. — Gast (der ziemlich schwer geladen hat): Pikkolo, begleite mich, ich hab' meinen Stock vergessen!

Pikkolo: Macht nichts, Ihre Frau Gemahlin erwartet Sie schon draußen mit dem Stock.

— Poesie und Prosa. — Sie (auf einem Berge): A: sieh nur, Männchen, wie herrlich es da unten ist.

Er: Na, warum sind wir denn da nicht geblieben. Ich hätte manchen Schweißtropfen gespart.

— Aus der Schule. — Lehrer: Warum war denn dein Bruder gestern nicht in der Schule?

Schüler: Er hatte ein Fußleiden.

Lehrer: Was fehlte ihm denn?

Schüler: Die Stiefel, Herr Lehrer!

— Kindermund. — Mama: Na warte, Evchen, — zur Strafe für deine Unart bekommst du heute kein Kompott!

Evchen: Na, — was gibt's denn?

Mama: Preißelbeeren!

Evchen: Ei fein, — die eß' ich sowieso nich!

Unsere Schnittmuster-Offert

Kleidchen für kleine Mädchen. No. 1205.

[illegible]

1205

ist daher die Auswahl das ganze Jahr hindurch reich. Auch dieses Modell war aus gestreiftem Gingham hergestellt. Nach Belieben wählt man halbe oder lange Aermel und gibt ihnen sowie dem Kragen schmalen Spitzenabschluß. Gebraucht werden zu dem Muster, erhältlich in Größen für 4, 6, 8 und 10 Jahr, 3 Yards Material, 27 Zoll breit, und 1½ Yard zur „Guimpe".

Bestellungs-Anweisungen:

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst 10 Cents an jedes bestellte Muster an das

Omaha Tribüne Pattern Dept.
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon
Ich wünsche Muster No. ...... — 8
.... Zoll Brust- oder Taillenweite.
(Jahre .... bei Kinderſachen.)
Name ....
No. ...... Straße ....
.... Stadt ....

Seltene Vulkan-Pflanze.

Wahrscheinlich die seltenste Pflanze der Welt ist eine, welche in unserem Insel-Territorium Hawaii an Abhängen von Vulkanen wächst. Nur wenige der tausende von Touristen, welche jährlich dieses Paradies des Stillen Ozeans besuchen, wissen von ihr; denn sie ist nur an den unzugänglichsten Stellen jener Abhänge zu finden und schwerer zu erlangen, als das berühmte Edelweiß der Schweizer Alpen, wird daher auch noch höher geschätzt und für noch schöner gehalten. Die wenigen, welche in dem Besitz dieser Wunderpflanze gelangt sind, hüten sie eifersüchtig.

Diese Pflanze hat den Namen „Silberschwert" erhalten. Es ist ein kaktusartiges Gewächs, aber mit ungewöhnlich langen seidenhaften, grauen Blättern, daher auch sein Name, welche sofort die Neugierde des Fremden erregt, der zum ersten Mal von der Pflanze hört. Doch nicht viele haben die Befriedigung, die Pflanze jemals in Sicht zu bekommen. Ihren industriellen Verkauf verhindert die Rarheit.

Uebrigens ist erst von den Weißen in Hawaii dieser Name aufgebracht worden. Die hawaiischen Eingeborenen, welche die Pflanze ebenfalls schon von den frühesten Zeiten an sehr geschätzt und bewundert haben, konnten auf eine solche Bezeichnung nicht kommen, da sie niemals vor dem Erscheinen der ersten Weißen auf der Inseln Silber gesehen hatten. Sie gaben der Pflanze den Namen „ahina-hina", was in der Sprache der Kanaken „grauhäuptig" bedeutet. Der andere Name ist jedoch der treffendste und wird wohl sieghaft auch auf die Nachwelt dringen.

— Ernstes Zeichen. Na, Herr Feldwebel, muß Ihr Regiment auch bald in den Krieg?

Sicher! Selbst unsere jüngsten Leutnants gehen seit einigen Tagen ohne Monokel!